

mission

Nr. 1 Mai 2014

Ägypten:
Land im Umbruch
Südafrika:
Trauer um Mandela
Sinai:
Verschleppt, gefoltert,
vergessen





Besuch in Ägypten 6

Menschenhandel auf dem Sinai 22

mission

Zeitschrift des Berliner Missionswerkes



Herausgeber

Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Ev. Landeskirche Anhalts

Georgenkirchstraße 69/70,
10249 Berlin

Telefon (030) 243 44 - 123

Telefax (030) 243 44 - 124

E-Mail bmw@berliner-missionswerk.de

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes

Roland Herpich

Redaktion

Jutta Klimmt (verantw.), Gerd Herzog

Layout

Katrin Alt, www.hellowork.de

Titel

Passantin in Kairo. Das Leben in der Stadt spielt sich auf den Straßen ab, aber für Frauen gehören dort Belästigungen zum Alltag. (Foto: Ed Yourdon, cc/by-nc)

Auflage: 11.000

mission erscheint dreimal jährlich. Artikel, die mit vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Spendenkonto

Ev. Darlehnsgenossenschaft

BLZ 210 602 37

Konto-Nr. 7 16 17

BIC GENODEF1EDG

IBAN DE32 2106 0237 0000 0716 17

www.berliner-missionswerk.de

Editorial 3

Meditation: Josuas Entscheidung 4

Ägypten: Besuch in schwierigen Zeiten 6

Nachrichten 10

190 Jahre Berliner Mission

Drei Fragen an Roland Herpich 12

Jubiläum: Gäste aus aller Welt 13

Kindheit im Missionshaus 14

Ideen und Aktionen 18

Talitha Kumi: Gästehaus wieder offen 20

Sinai: Verschleppt, gefoltert, vergessen 22

Japan: Drei Jahre nach der Katastrophe 26

Südafrika: „Tata Madiba“ ist tot 28

Missionswerk: 25 Jahre Frauen-AG 30

Einfach helfen 32

Diese „mission“ wird ohne Umschlag versandt.
Das hilft uns, Kosten zu sparen.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Christen in Ägypten brauchen unsere Solidarität. Eine kleine Delegation unseres Werkes besuchte zu Beginn des Jahres das Land am Nil. Gemeinsam mit Bischof Markus Dröge setzten wir auf diese Weise ein Zeichen: Wir stehen an der Seite der Christen und all jener Menschen in Ägypten, denen an einer friedlichen und demokratischen Zukunft gelegen ist. Der „Arabische Frühling“, der im Januar 2011 auch in Ägypten ausbrach, war vor allem ein Aufstand der Jugend. Die Herrschaft der Muslimbrüder und die ungeklärte Situation im Land nach ihrem Sturz lassen die jungen Menschen – von 85 Millionen Ägyptern sind 17 Millionen Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren – nun erneut um ihre Zukunftschancen bangen.

Seit langem bereits bemüht sich unsere Partnerkirche, die Nilsynode, um bessere Perspektiven für die nachwachsende Generation. Sie unterhält zahlreiche Schulen, in denen jungen Menschen hervorragende Bildungschancen – und damit bessere Perspektiven für ihre Zukunft – geboten werden. Und zwar nicht nur jungen Christen und Christinnen, sondern auch Kindern muslimischen Glaubens. Auch die Deutsche Schule in Kairo weiß sich diesen Zielen verbunden. Das Berliner Missionswerk unterhält im Heiligen Land mit Talitha Kumi eine Partnerschule, deshalb konnten wir an vielen Stellen unsere Erfahrungen mit der Schularbeit im arabischen Raum mit den Gesprächspartnern teilen. Bildung, Toleranz und die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben in Frieden sind unsere gemeinsamen Werte.

Davon können Sie sich in Talitha Kumi nun auch wieder persönlich überzeugen: Das Gästehaus, frisch renoviert, steht aufs Neue allen Besuchern offen. Dank der Unterstützung von Brot für die Welt, der Evangelischen Kirche Westfalens und vieler weiterer Spender ist dieser Ort des Lernens auch wieder ein Ort der Begegnung. Auch Berlin ist in diesem Jahr ein solcher Ort: Anlässlich des 190. Jubiläums der Berliner Mission treffen sich im Sommer Verantwortliche aus den weltweiten Partnerkirchen, um hier am Gründungsort gemeinsam mit uns zu beten, zu diskutieren und zu feiern.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Roland Herpich

Josuas Entscheidung

Von Kirchenpräsident Joachim Liebig

Foto: cc/by-nc_Peter Nijenhuis

Josuaabäume in Kalifornien: Die ausgestreckten Äste erinnerten die Siedler im 19. Jahrhundert an die Arme Josuas, der den Israeliten den Weg ins gelobte Land wies.

„Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ (Jos 24,15).

Das Buch Josua beschreibt noch einmal die entscheidenden Wegmarken in der frühen Geschichte des Volkes Israel. Die ägyptische Sklaverei ist Vergangenheit und das Volk muss die entscheidenden Zukunftsfragen beantworten. In Sichem versammelt Josua die Stämme und fordert eine Entscheidung. Für ihn steht fest: Er und sein Haus wollen dem Herrn dienen. Jedoch gibt es dazu Alternativen; die anderen Götter, Religionen und Kulte in der Umgebung scheinen ebenfalls attraktiv zu sein. Wieder einmal steht Israel vor der Entscheidung, ausschließlich Gottes Volk sein zu wollen oder anderen Göttern zu folgen. Die Anstößigkeit der kurzen Textzeile liegt in der Eindeutigkeit Josuas: Mag es fremde Götter geben, eine Alternative sind sie nicht.

Der moderne Leser hingegen könnte sich, jenseits aller Kenntnisse der Geschichte Israels, über einen ganz anderen Aspekt wundern: Der Patriarch Josua entscheidet über den Glauben seiner Familie. Damit verschiebt sich die Anstößigkeit. Mag die patriarchale Familienstruktur in den historischen Kontext gehören – nicht zuletzt die Diskussion um die Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) zu Ehe und Familie zeigt, wie aktuell das Thema ist. Lassen wir beiseite, ob es dem Textabschnitt aus Josua 24 letztlich gerecht wird, ihn so vordergründig zu interpretieren. Die Reizworte bleiben jedoch bestehen. In Teilen scheint die Diskussion um das Familienbild gar Dimensionen anzunehmen, die der Situation Josuas vergleichbar sind.



Josua und die Israeliten. Karolingische Buchmalerei um 840.

Dabei geht es für Josua und das Volk Israel tatsächlich um alles. Die Frage nach einem zeitgemäßen Familienbild erfordert hingegen wertgestützten Pragmatismus. Wenn auch verkürzt, so ist zweifellos auf diese Weise die Haltung Luthers zur Ehe zu verstehen. Selbstverständlich lebt der Reformator in den Familienvorstellungen seiner Zeit. Aber sie bleibt ein „weltlich Ding“, um das Zusammenleben zu organisieren und zu sichern. Liebe ist für Luther zunächst völlig unerheblich. Seine Liebe zu „Herrn Käthe“ wächst aus dem Respekt für seine Frau. Die Familienbilder in den westlichen Industrieländern haben sich im Abstand zu Luther inzwischen deutlich auseinander entwickelt. Die Orientierungshilfe der EKD liefert hier einen guten Überblick. Der Disput entzündet sich nicht an der pragmatischen Darstellung, sondern wird über die dahinterliegenden Werte geführt.

Die EKD wird in absehbarer Zeit einen weiteren Text vorlegen, der sich diesem Thema zuwendet. Dem will ich nicht vorgreifen. Für ein Missionswerk bleibt jedoch eine Reihe von Fragen offen. Sie führen zurück zu der Situation des Josua und dem prägnanten Satz „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Genügt es, im Gespräch mit den ökumenischen Partnern weltweit, diversifizierte Familienbilder mit dem Recht auf Selbstverwirklichung zu begründen? Wie sind die in vielerlei Hinsicht anderen, den Vorstellungen des Josua-Buches möglicherweise näherstehenden Familienbilder unserer ökumenischen Partner zu bewerten? Müssen sich unsere unterschiedlichen Familienbilder nicht zunächst einmal über längere Zeit bewähren? Könnte es sein, dass ein möglicherweise neu beschriebenes Familienbild künftig auch bei uns bedeutsam werden wird, weil beispielsweise anders menschengemäße Pflege von alten und kranken Menschen nicht zu gewährleisten ist?

Josuas Entscheidung, allein dem Herrn Israels zu folgen, führt ihn und seine Familie auf den Weg des Heils. Das ist anstößig, weil er damit andere Wege ausschließt. Die Entscheidung über unterschiedliche Familienformen ist nicht heilsrelevant. Die Entscheidung, „dem Herrn zu dienen“, ist in unserer Gesellschaft höchst individualisiert. Daran schließt sich eine letzte Frage an: Wird das zwingend so bleiben, oder wird Familie eine neue überindividuelle Bedeutung gewinnen? Im theologischen Diskurs mit unseren ökumenischen Partnerkirchen müssen wir darüber nachdenken. Überlegenheitshaltungen wiederzubeleben ist daher weder theologisch begründbar noch richtig. Lassen wir uns anfragen – nicht nur vom Text aus Josua 24, sondern auch von Menschen, die in den Strukturen des Josua leben und entscheiden. Ich selbst lebe seit Jahrzehnten in einer familiären Situation, die der Lage Josuas durchaus nahe kommt. Dafür bin ich dankbar und glücklich. ■



Joachim Liebig ist Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche Anhalts und stellvertretender Vorsitzender des Missionsrates.

Solidarität in schwierigen Zeiten

Bischof Dröge und Direktor Herpich besuchen Ägypten

Von Gerd Herzog

Fotos: Gerd Herzog (4)

Ägyptens Christen unter dem Schutz der Regierung: Panzer bewachen die koptische Kathedrale in Kairo.

Die Sicherheitsschleusen sind überall. Am Flughafen, vor der deutschen Botschaft, vor den Kasernen. Das kennt man auch aus Deutschland. Aber hier in Kairo stehen sie auch vor den Hotels, vor Bürogebäuden und vor Kirchen. Dr. Markus Dröge, Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) und Roland Herpich, Direktor des Berliner Missionswerkes, besuchen mit einer kleinen Delegation im Februar 2014 die Partner in Ägypten.

■ Info

Leitung gewählt

Am 30. April 2014 hat die Nilsynode einen neuen Kirchenpräsidenten gewählt: **Rev. Dr. George Sha-ker Samaan Elyas** wird künftig die koptisch-evangelische Kirche leiten. Dr. Elyas, seit 2000 Pfarrer der Gemeinde Sidi Bishr in Alexandria, ist zugleich Generalsekretär der protestantischen Kirchen Ägyptens. Das Berliner Missionswerk wünscht unserem Partner **Gottes Segen in allem seinem Handeln und Reden!**

Die Schleusen erinnern während dieser Reise immer wieder an die unsichere Situation im Land, an die Gefahren, mit denen die Menschen hier täglich umzugehen lernen müssen. Nicht überall sind sie in Betrieb und manchmal sind die Kontrollen recht lax. Trotzdem verheißen sie Sicherheit. Sicherheit, nach der sich die Menschen nach drei Jahren politischen Umbruchs dringend sehnen. Seit der „Arabische Frühling“ 2011 auch hierzulande ausbrach, erlebten die Ägypter zwei große Massenbewegungen: zuerst den Sturz des alten Regimes unter Hosni Mubarak und dann den Sturz des neuen, gewählten Präsidenten Mohammed Mursi durch die sogenannte Tamarod-Bewegung. 20 Millionen Ägypter unterschrieben eine Petition gegen den Präsidenten und seine Partei, die Muslimbrüder. Jetzt regiert eine vom Militär gestützte Übergangsregierung und der Ausgang der Geschichte ist immer noch offen: „Viele beschreiben, was vor-



Im Herbst 2013 reiste Asiem El Difraoui durch Ägypten, sprach mit Menschen aus allen Schichten, darunter Salafisten, Polizisten und Christen. Ein kundiges, vielstimmiges, gut zu lesendes Porträt: Asiem El Difraoui, Ein neues Ägypten? Reise durch ein Land im Aufruhr, Edition Körber-Stiftung, 16 Euro.

Großscheich, Militärführer und koptischer Papst vor den Pyramiden: Ganz Ägypten steht hinter dem Militär, will dieses Plakat aus dem Februar 2014 sagen.



geht, aber keiner weiß, wie es weitergeht“, sagt Pfarrer Stephan El Karsheh beim Besuch der deutschsprachigen Gemeinde in Ägypten.

Nach der Absetzung und Inhaftierung Mursis im Sommer 2013 starben hunderte, vielleicht sogar tausende Ägypter bei tagelangen Straßenkämpfen. Die Wut der Mursi-Anhänger richtete sich auch gegen die Christen; zahlreiche Kirchen wurden geplündert und zerstört. In Berlin gedachte Bischof Dröge damals gemeinsam mit Bischof Anba Damian, dem Generalbischof der koptisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, der Opfer. Jetzt, ein dreiviertel Jahr später, gilt Ägypten immer noch – oder schon wieder – als unsicher. Das Auswärtige Amt hat

Teilwarnungen herausgegeben; vor allem von Reisen auf den Sinai und nach Oberägypten wird dringend abgeraten. Viele Besucher haben seither ihre Reise nach Ägypten abgesagt; zu unsicher scheint die Lage im Land. Gerade in dieser Situation wollen Bischof Markus Dröge und Missionsdirektor Roland Herpich das Land besuchen, um ein Zeichen zu setzen, „ein Zeichen der Solidarität mit den Menschen im Land“. Nicht nur für die Partner in Ägypten, sondern für alle Christen und darüber hinaus für alle moderaten Kräfte, Christen wie Muslime. „Ägypten ist das Land mit der weltweit längsten kontinuierlichen kulturellen und religiösen Geschichte“, so Missionsdirektor Herpich, „wozu auch eine über tausendjährige gemeinsame Geschichte von Christen und Muslimen gehört“. Hier leben die meisten Christen in der arabischen Welt. Das gelingende Zusammenleben in der ägyptischen Gesellschaft sei somit beispielhaft und von größter Bedeutung für das Zusammenleben verschiedener Religionen im ganzen arabischen Raum, so Herpich.

Im Frühjahr soll ein neuer Präsident gewählt werden, heißt es. Bis dahin bleibt eine Übergangsregierung im Amt. Als starker Mann Ägyptens gilt Armeeführer Abdel Fattah al Sisi, der wahrscheinliche nächste Präsident Ägyptens. An allen Straßen hängen Plakate, auf denen die Menschen sich zu al Sisi und seiner Politik bekennen. „Das Militär hat uns gerettet“, sagen die Christen, mit denen Dröge und Herpich sprechen. Es sei „ein Wunder“, dass die Herrschaft der Muslimbrüder nach nur einem Jahr beendet wurde, sagt auch die dreiundzwanzigjährige Nesma, Christin aus Kairo. Sie hatte sich bei der sogenannten „Ersten Revolution“, dem Volksaufstand gegen Mubarak, noch zurückgehalten. „Aber bei ‚Tamarod‘ habe ich sofort unterschrieben“, sagt sie, „die Lage wurde immer schlimmer“. Mursi schien



Neesma Fahim, Christin aus Kairo.

auf dem besten Weg, eine neue, religiös verbrämte Diktatur zu errichten. Aus Nesmas Perspektive war es bezeichnend für die Ignoranz und Engstirnigkeit der Muslimbrüder, dass sie den Englischunterricht an den Schulen beenden wollten: „Auch frühere Anhänger begannen, Mursi zu hassen.“ In den Kirchen beteten die Menschen in dieser Zeit sehr viel „für die Zukunft Ägyptens“, sagt die junge Frau.

Jetzt gehe es langsam wieder aufwärts, auch wenn die Straßen immer noch unsicher seien. Besonders Frauen seien davon betroffen; von Macho-Gehabe, Belästigungen, Vergewaltigungen. Ob sie mit oder ohne Kopftuch unterwegs sei, mache keinen großen Unterschied. Die Gründe? Nesma sagt, in Ägypten werden die Mädchen und Frauen für alles verantwortlich gemacht. Passiert ihnen etwas, waren sie eben falsch angezogen oder haben sich falsch benommen. Sie selbst meide die Straßen und fahre auch kleine Strecken mit dem Auto; so machen es viele Frauen, die sie kennt.

Die neue Verfassung, die am 18. Januar 2014 in Kraft trat, ist ein Hoffnungszeichen. In Artikel 11 ist zum ersten Mal festgeschrieben, dass Frauen die gleichen Rechte zustehen wie Männern. Auch die Christen bekommen mehr Rechte, zum Beispiel in Familienangelegenheiten. Dass die neue Verfassung die – ohnehin machtvollen – Stellung des Militärs weiter stärkt, scheint die Menschen nicht zu beirren. Auch Nesma setzt große Hoffnungen auf Armeechef al Sisi. Er sei bereit, das Land zu reformieren. Es gebe derzeit keine Alternative; es gebe niemanden, der eine ähnlich klare Vision für die Zukunft des Landes hat, sagt sie.

„Der demokratische Weg ist steinig, aber wir gehen ihn jetzt“, sagt Tawadros II., Oberhaupt der Koptisch-Orthodoxen Kirche in Ägypten, im Gespräch mit Bischof Dröge und Missionsdirektor Herpich. „In fünf bis sechs Monaten haben wir wieder mehr

■ Info

Nilsynode

Die Kirche im Land am Nil ist **eine der ältesten der Welt**. Schon der Evangelist Markus soll um das Jahr 50 nach Christus dort missioniert haben. Bis zum 7. Jahrhundert war das Land christlich geprägt. Die aus dem Griechischen abgeleitete Bezeichnung „Kopte“, die eigentlich allgemein „Ägypter“ meint, wird heute vor allem für die Christen Ägyptens verwendet. Um die **10 Millionen Menschen sind Christen**, geschätzte 8 bis 15 Prozent der Bevölkerung – genaue Zahlen fehlen. Etwa 90 Prozent der Christen gehören der koptisch-orthodoxen Kirche an. Es ist die größte Kirche im arabischen Raum. Zu den Kirchen in Ägypten gehört die presbyterianische Evangelische Kirche von Ägypten, die auch als Nilsynode oder koptisch-evangelische Kirche bezeichnet wird: **700 000 Christen gehören ihr an**. Die Nilsynode umfasst über 300 Gemeinden, die von etwa 240 Pfarrern betreut werden. Seit 1977 ist die Evangelische Kirche von Ägypten **offiziell mit dem Berliner Missionswerk partnerschaftlich verbunden**. Es unterstützt unter anderem deren sozial-diakonisches Engagement und die theologische Ausbildung.

Im Innenhof der evangelischen Kirche Kasr Dobara, nahe des zentralen Tahir-Platzes, wurden in den Tagen des Aufruhrs verwundete Demonstranten versorgt. Von links: Direktor Roland Herpich, Bischof Dr. Markus Dröge, ein Begleiter von der Nilsynode, Dr. Tharwat Kades sowie Jens Nieper, Nahostreferent des Missionswerks.



Stabilität in Ägypten“, so Tawadros II. weiter. Die Ägypter halten General al Sisi für einen Helden, er sei patriotisch, geradeheraus und diszipliniert. „Unsere Gesellschaft braucht ihn“, sagt der koptische Papst. Die Menschenrechtsaktivisten, mit denen Markus Dröge und Roland Herpich sprechen konnten, sind vorsichtiger. Das Militär könne kurzfristige Sicherheit bieten, aber langfristige Stabilität erreiche Ägypten nur durch rechtsstaatliche Verhältnisse und den Aufbau einer starken Zivilgesellschaft.

EKBO und Berliner Missionswerk unterstützen die Koptisch-Evangelische Kirche bei ihrem Beitrag zum Aufbau der Zivilgesellschaft. Modellhaft die Bildungsarbeit: So unterhält die Partnerkirche die älteste und größte Privatschule Kairos, das „Ramses College for Girls“, gegründet 1908. Etwa 3.000 Schülerinnen werden dort bis zur zwölften Klasse geführt. Sechzig Prozent Christinnen, vierzig Prozent Muslima besuchen die Schule. Selbst Familien, die zur Moslembruderschaft gehören, schicken ihre Kinder auf diese christlich-evangelische Einrichtung. Sie ist ein Beispiel für die traditionelle Toleranz, mit der die ägyptische Gesellschaft bisher das Miteinander der Religionen handhabt. Bischof Dröge hat es auf dieser Reise immer wieder betont: „Die Welt schaut auf Ägypten: Es muss gelingen, hier die alten Traditionen des Zusammenlebens zu erhalten“. Als Vorbild für multireligiöse Gesellschaften andernorts, „auch in Berlin“. Damit wir uns nicht an die Metalldetektoren und ihre trügerische Sicherheitsverheißung gewöhnen müssen. ■



Gerd Herzog ist Mitarbeiter im Presse- und Öffentlichkeitsreferat.



■ Abschied

Schattat geht

Cornelia Schattat, langjährige Referentin für Kuba und den Kirchlichen Entwicklungsdienst, ging zum 1. Januar 2014 in den Ruhestand (re., mit **Pröpstin von Kirchbach**). Das Berliner Missionswerk und die Landeskirche verabschiedeten sie mit Empfang und kubanischer Musik.

Direktor **Roland Herpich**, der in seinem Grußwort Schattats Gerechtigkeitsinn hervorhob, zitierte die kubanischen Partner: „Für uns ist das Berliner Missionswerk Cornelia Schattat!“. Pfarrerin **Juliane Rumpel**, die 1999 als eine der ersten „kubanischen“ Freiwilligen des Missionswerks für ein Jahr auf die Insel ging, bedankte sich bei Schattat für die gute Arbeit „in der kubanischen Macho-Gesellschaft“. „Somos una Familia“ sangen die Gäste zum Abschied, „wir sind eine Familie“.

■ Auf Reisen

Bei russischen Lutheranern

Im April 2014 besuchte eine Delegation des Berliner Missionswerks die **Evangelisch-Lutherische Kirche im Europäischen Russland (ELKER)**. Anlass war die Unterzeichnung des offiziellen Partnerschaftsvertrages; mit dabei waren Pröpstin **Friederike von Kirchbach**, Vorsitzende des Missionsrates, Direktor **Roland Herpich** sowie Pfarrer **Lars Haake**, Vorsitzender des Wolga-Beirats, und Osteuropa-Referent **Wolfgang Iskraut**. In Rossoschka, in der Nähe Wolgograds, besuchte die Delegation zwei Soldatenfriedhöfe; einen deutschen und einen russischen. Hier, in der Mitte der beiden Kriegsgräberstätten, steht der Grundstein einer Friedenskapelle, die bis 2015 errichtet werden soll.

 www.elkras.ru



■ Anfang

Schnabel kommt



Pfarrer **Dr. Patrick Roger Schnabel** (li., mit **Eckhard Fichtmüller**, Vorsitzender des Kuba-Beirats) ist seit Februar 2014 neuer Referent im Berliner Missionswerk, zuständig für Kuba und den Kirchlichen Entwicklungsdienst (KED). Er übernimmt die Aufgaben von **Cornelia Schattat**, die in den Ruhestand verabschiedet wurde. Dr. Schnabel war zuletzt Pfarrer i. E. in Neuruppin, zuvor arbeitete der Theologe und Jurist für vier Jahre im Brüsseler Büro der Evangelischen Kirche Deutschlands. Studiert hat er in Bethel, Göttingen und St. Andrews: „Ich freue mich auf die Vielfalt der Aufgaben im Missionswerk, auf Kuba und auf KED“. Zum Beispiel ergeben sich durch den Umzug von „Brot für die Welt“ nach Berlin neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit, so Dr. Schnabel.

■ 190 Jahre Berliner Mission

Aufbruch ins Jubiläumsjahr



Mit Epiphaniagottesdienst und -empfang startete das Missionswerk in sein 190. Jubiläumsjahr. **Bischof Dr. Markus Dröge** brachte es in seiner Grußbotschaft im Roten Rathaus auf den Punkt: „Das Berliner Missionswerk arbeitet an der **Schnittstelle zwischen Kirche und ihrer multireligiösen Umwelt**, pflegt die Zusammenarbeit sowohl mit den Partnerkirchen weltweit als auch mit den fremdsprachigen Gemeinden hier vor Ort und ist in dieser Funktion sowohl das **„Außenamt“ unserer Kirche** als auch gleichzeitig das **Kompetenzzentrum für Mission.**“

Zuvor hatte **Prof. Fernando Enns** in der Marienkirche über „die Wahrheit, die am Rande der Gesellschaft geboren wird“ gepredigt. Anschließend folgten 200 Gäste der Einladung des Berliner Missionswerks und der Gossner Mission – die beiden Werke begehen Epiphantias traditionell gemeinsam – zum Empfang ins Rote Rathaus. Darunter waren (von re.) **Bischof i. R. Dr. Wolfgang Huber, Bischof Dr. Markus Dröge, Bischof i. R. Dr. Martin Kruse**; hier mit der Vorsitzenden des Missionsrates, **Pröpstin Friederike von Kirchbach**, und **Direktor Roland Herpich**.

i www.berliner-missionswerk.de/190-jahre-berliner-mission.html

■ Talitha Kumi

Rat der EKD würdigt Bildungsarbeit



„Eine Hoffnung für den Frieden im Heiligen Land“: Das stellt das vom Berliner Missionswerk getragene Schulzentrum Talitha Kumi dar. Davon jedenfalls zeigte sich der **Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)** überzeugt, der im Rahmen seiner einwöchigen Reise ins Heilige Land die Schule bei Beit Jala besuchte

(Fotos: Schülerinnen aus Talitha Kumi im Gespräch mit **Dr. Irmgard Schwaetzer**, Präses der EKD-Synode, und **Dr. h.c. Nikolaus Schneider**, EKD-Ratsvorsitzender). „Talitha Kumi ist ein Erfolgsmodell. Das hat sich bis Deutschland herumgesprochen“, war als Begründung für den Besuch des EKD-Rates beim Rundgang durch die Anlage und auf die Aussichtsplattform zu hören. Natürlich traf die Ratsdelegation auch mit Schülerinnen und Schülern Talitha Kumis zusammen, die von ihrem Alltag unter der israelischen Besatzung berichteten. „Wir freuen uns sehr, dass der Rat mit dem Besuch in Talitha Kumi die Friedensarbeit unseres Werkes würdigt“, so Direktor **Roland Herpich**, der die Delegation gemeinsam mit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Missionsrates, Kirchenpräsident **Joachim Liebig**, sowie mit Nahostreferent **Jens Nieper** empfangen hatte. „Das Engagement des Berliner Missionswerkes für Toleranz und Frieden im Heiligen Land kann man gar nicht hoch genug bewerten“, betonte Liebig. „Das Werk leistet ungemein wichtige Arbeit, damit künftige Generationen in Palästina in Würde werden leben können.“

i www.talithakumi.org

Drei Fragen an...



...Pfarrer Roland Herpich

Direktor des Berliner Missionswerkes

190 Jahre ist kein klassisches Jubiläum.

Warum feiert das Missionswerk im Jahr 2014?

Ein Jubiläum bietet immer die Gelegenheit, die Arbeit öffentlichkeitswirksam voran zu bringen. Nach einigen Jahren mit vielen Veränderungen sind wir als Team im Berliner Missionswerk guter Dinge, dass wir auf dem richtigen Weg sind, um die Anliegen von Ökumene und Weltmission gemeinsam mit unserer Kirche noch stärker zur Geltung zu bringen. Deshalb nutzen wir das Jubiläum gern, um von unserer Vergangenheit, unserer Gegenwart und unseren Zukunftsplänen zu berichten – und möglichst viele Unterstützer mit auf unseren Weg zu nehmen.

Was ist das Besondere an diesem Jubiläum?

In diesem Jahr verbindet sich das Jubiläum der Berliner Mission mit mehreren anderen Jubiläen. Wir feiern 40 Jahre neugegründetes Berliner Missionswerk in der Tradition der alten Berliner Mission, aber auch 40 Jahre Jerusalemverein im Berliner Missionswerk und die Übernahme von Talitha Kumi. Gemeinsam mit der Deutschen Ostasienmission feiern wir ebenfalls 40 Jahre gemeinsamen Weges. Nicht zu vergessen die Übernahme der Traditionen des Ökumenischen Zentrums, das in der DDR den Gedanken weltweiter Ökumene am Leben erhielt und den Menschen ein „Tor zur Welt“ bot. Die Kinder, die bis 1992 im Missionshaus groß wurden, haben das Haus und seine offene Atmosphäre in guter Erinnerung behalten; Anfang des Jahres feierten sie bei uns ein Wiedersehen. All dies sind besondere und wichtige Erinnerungspunkte, die wir gerne mit allen Freunden und Unterstützern teilen möchten.

Worauf freuen Sie sich am meisten?

Natürlich freue ich mich besonders auf die Begegnung mit den vielen Verantwortlichen aus unseren Partnerkirchen, die sich in so großer Zahl und in dieser Zusammensetzung noch nie getroffen haben. Wir sind sehr froh, dass wir ihnen auf dem Jubiläumsfest und auf unserem Empfang im Roten Rathaus die Gelegenheit zum Austausch untereinander und mit unseren Gästen bieten können. Darüber hinaus ist es mir eine große Freude, dass – quasi nebenbei, aber für mich persönlich als ganz besondere Freude – ein kleines Museum eröffnet wird, in dem wir unsere Vergangenheit gegenwärtig werden lassen können.

Jubiläum mit Gästen aus aller Welt

Das Berliner Missionswerk feiert Geburtstag.
Feiern Sie mit!



Postkarte mit Hauptbau (heute Sitz des Berliner Missionswerks) und Neubau (heute Sitz der Kirchenleitung) der Berliner Mission; versendet am 17. Dezember 1904.

Vor 190 Jahren, am 29. Februar 1824, gründeten einige Bürger in Berlin die „Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden“. In der Wohnung des Jura-Professors Moritz August von Hollweg legten diese Männer – unter ihnen nur ein Pfarrer – den Grundstein für eine der ersten in der Reihe der großen deutschen evangelischen Missionen. 2014 jährt sich dieses Datum zum 190. Mal.

Im Mittelpunkt unseres Jubiläumsjahres stehen die Feierlichkeiten vom Samstag, 31. August, bis Montag, 2. September 2014. An diesen Tagen erwarten wir 35 hochrangige Gäste, die sich auf Einladung des Berliner Missionswerks zu einer theologischen Partnerkonsultation in Berlin treffen.

Am Sonntag, 31. August, finden vormittags Gottesdienste in verschiedenen Berliner Gemeinden mit den Gästen aus der Ökumene statt. Die genauen Termine finden Sie demnächst auf www.berliner-missionswerk.de.

Danach lädt das Missionswerk **ab 14.30 Uhr** zum Jubiläumsfest in den Innenhof des Evangelischen Zentrums Georgenkirchstraße in Berlin ein. Begegnen Sie den Gästen aus aller Welt und erleben Sie ein buntes Programm.

Zum Abschluss des Tages findet **um 19 Uhr** eine Aufführung der „Missa in Jazz“ von Peter Schindler statt; in der St. Bartholomäuskirche in unmittelbarer Nähe des Evangelischen Zentrums.

Am Montag, 1. September, 18 Uhr beteiligt sich das Missionswerk am Gedenkgottesdienst zum 75. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkriegs in St. Marien am Alexanderplatz; mit Bischof Dr. Markus Dröge und Lordbischof Dr. Richard Chartres, London. Anschließend findet **um 19.30 Uhr** ein festlicher Empfang im Roten Rathaus statt. ■

■ Info

Afrika-Tagung

Vom **5. bis 7. September** veranstaltet das Berliner Missionswerk zudem eine große Afrika-Tagung zum Thema: „**Die politische Verantwortung von Christen und Kirchen in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext**“; Hermann-Ehlers-Haus, Berlin-Reinickendorf. Infos bei Afrika-Referent Dr. Reinhard Kees, Tel. 030/24344-151, r.kees@bmw.ekbo.de.



Foto: Jutta Klimmt (5)

Kindheit in der „Kirchenburg“

Missionshaus war Tor zur Welt

Von Jutta Klimmt

Weißt du noch...?“ So begannen viele Gespräche, als sich vier Generationen „Missionshauskinder“ im Berliner Missionswerk trafen. Große Geschichte wurde dabei ebenso lebendig wie die kleinen Geschichten des Alltags. In einem Punkt waren sich die rund 40 TeilnehmerInnen einig: Die Kindheit im Missionshaus – einerseits sehr behütet und nach außen abgeschottet, andererseits mit weitem Horizont, mit vielen internationalen und mit Ost-West-Kontakten – war prägend für das weitere Leben.



Vieles hat sich verändert in den beiden Altbauten. „Hier war mein Kinderzimmer“, schmunzelt Hans-Wilhelm Pietz, vor dem heutigen Büro des Berliner Bischofs stehen bleibend. Rechts: Regina Reife-gerste.

Heute ist er ein Teil des Evangelischen Zentrums in Berlin – und doch von weit her als Missionshaus erkennbar: der große Bau aus rotem Backstein; mit dem Missionsbefehl, der über der Eingangstür prangt, und mit den Skulpturen Martin Luthers und Bonifatius, die die Rückseite schmücken. Als „Apostelfabrik“ ist das Haus in die Geschichte der Stadt eingegangen. Von 1872 an wurde hier im Missionsseminar gelehrt, wurden Missionsanwärter auf ihre Aufgabe vorbereitet und fanden Rückkehrer ein Zuhause. Aber hier wurde auch getobt und gelacht, wurden Streiche ausgeheckt und erste Küsse getauscht. Denn hinter den dicken Mauern wohnten – bis zum Jahr 1992 – immer auch die „Missionshauskinder“. Im Gebäude waren von Anfang an Wohnungen für die Direktoren und Referenten untergebracht, und die zogen mit ihren Familien in das ehrwürdige Gebäude ein.

„Es gab nie eine Trennung zwischen Privatem und Dienstlichem in diesem Hause. Für unsere Eltern war das sicherlich manches Mal nicht einfach“, sagt Hanns Christof Brennecke, heute emeritierter Kirchenhistoriker, im Rückblick. „Aber für uns Kinder war es ein Traum, in diesem Gebäude aufzuwachsen: mit den vielen Wohnungen und verwinkelten Wegen, mit dem gemeinsamen



**Prof. Dr. Hanns Christof Brennecke
und Markus Meckel, Außenminister
a.D., tauschen Erinnerungen aus.**

Spiele und Singen und Musizieren.“ Brennecke, der ein halbes Jahr alt war, als seine Eltern 1947 ins Missionshaus zogen, erinnert sich an eine große Kinderschar, in deren Mitte er groß wurde. Und außerdem an die Zerstörung ringsherum. An die Trümmerbahn, die Kriegsschutt in den Volkspark Friedrichshain brachte, und an die Glühbirnen im Flur, die zum Schutz vor Diebstahl vergiftet waren. „Und so lebten wir hier nach dem Krieg in einer – wenn auch nicht unbeschädigten – Oase.“

Auch andere Missionshauskinder seiner Generation denken gern an das ungezwungene Spielen auf dem großen Gelände zurück. An die Umzüge zum ersten Advent – mit brennender Kerze quer durchs ganze Haus –, an die Krippenspiele und die Musikbende. Und natürlich an die Erzählstunden. Denn im Haus lebten auch die zurückgekehrten China-Missionare, die nach der Kulturrevolution ausgewiesen worden waren. Gruselig seien die Erzählungen oft gewesen: in der Dämmerung sitzend, umgeben von seltsamen Mitbringseln wie hohlen Elefantenfüßen, die als Papierkorb dienten, und dazu die runzligen Gesichter der alten Männer, halb verzerrt im schwachen Lampenlicht. „Dass viele von uns damals beschlossen, später Missionar zu werden, das dürfte kaum verwundern.“ In der Schule wurden die Kinder beneidet, weil sie „den großen Garten hatten und den Spielplatz und die vielen Spielkameraden“, sagt Dorothee Blauert.

Die Kinder im Missionshaus waren sich selbst genug. Und das mussten sie auch, denn die Grenze zur Außenwelt war klar gezogen. Das Gelände war von Zaun und Mauer umgeben – und die Mauer oben mit Glasscherben besetzt. Außerhalb dieser Grenze gab es den „normalen“ Alltag der DDR in der Nachkriegszeit. So erinnert sich Brennecke, dass es für den Weg zum Gottesdienst in der benachbarten Bartholomäusgemeinde strenge Regeln gab: „Wir durften nicht gemeinsam dorthin gehen, denn eine Gruppe von mehr als drei Personen galt als ‚Ansammlung‘ und war verboten.“ Als einschneidendes Ereignis in dieser „Außenwelt“ hat Brennecke später den 17. Juni 1953 in Erinnerung. „Das veränderte die Stimmung im Land. Nun verschwanden immer mehr Menschen aus unserem Umfeld. Sie hatten sich in den Westen abgesetzt.“

**Das Missionshaus im späten 19.
Jahrhundert.**





Almuth Berger, geb. Brennecke, mit
Mechthild Althausen.

■ Info

Apostelfabrik

Das Missionshaus wurde **1872 als Seminarhaus** erbaut, sah aber auch Wohnungen für die Lehrenden und Seminaristen vor. Auch zurückkehrende Missionare kamen hier zeitweise unter. Später wurde das Haus zum ökumenischen Zentrum für die Kirchen der DDR; es hieß jetzt „**Ökumenisch-Missionarisches Zentrum**“ (ÖMZ). Zugleich war im vierten Stockwerk die Predigerschule „Paulinum“ untergebracht, ebenfalls mit Schlafsälen für die Studierenden und Wohnungen für die Lehrenden. Heute ist das Haus in das **Evang. gelische Zentrum** der Landeskirche integriert und vielen Berlinerinnen noch immer als „Apostelfabrik“ ein Begriff.

Demgegenüber blieb das Missionshaus in seiner Abgeschlossenheit ein „soziales Biotop mitten im Stadtzentrum“. Das habe übrigens der Schule, die ja im DDR-System im ständigen Wettbewerb mit anderen Einrichtungen stand, wohl „ganz schön die Statistik vermasselt“, schmunzelt Markus Meckel, der mit Eltern und Geschwistern 1959 ins Missionshaus einzog.

Er selbst fühlt sich – neben den vielen Kindheitserinnerungen und dem starken Zusammengehörigkeitsgefühl – vor allem durch eines geprägt: dass das Missionshaus auch nach dem Mauerbau ein „Tor zur Welt“ blieb. In der DDR sei es ja eigentlich sehr provinziell zugegangen: Die Bevölkerung durfte weder frei reisen noch sich frei informieren oder mit anderen austauschen. Ganz anders im Missionshaus. Immer gab es Kontakte in den Westen, und immer ging es hier international zu. Die Gastfreundschaft im Hause Meckel etwa war weithin bekannt. „Im Gästebuch meiner Eltern habe ich einen Tag gefunden, an dem sich zehn Besucher aus zehn verschiedenen Ländern eingetragen haben“, betont Markus Meckel, der nach den ersten freien Wahlen im März 1990 für ein halbes Jahr Außenminister der DDR wurde und seinen Hang zur Außenpolitik auch mit dieser kindlichen Prägung begründet.

„Nach dem Mauerbau allerdings war der Charakter des Hauses als Missionshaus stark angeschlagen“, spricht der 61-Jährige einen weiteren Aspekt an. Sein Vater etwa, Afrikareferent, konnte in die afrikanischen Länder, die er eigentlich betreuen sollte, nicht mehr ausreisen. Die Auslandsarbeit des Missionswerkes verlagerte sich in die mittlerweile entstandene „Dependance“ in Westberlin. Im Missionshaus im Friedrichshain war nun das „**Ökumenisch-Missionarische Zentrum**“ der Kirche in der DDR zu Hause. Die Mitarbeitenden reisten nicht mehr nach Übersee, sondern besuchten umso öfter die Gemeinden in der DDR und boten Veranstaltungen im Hause an, um über Missionsarbeit zu berichten. „Das führte zur stärkeren Integration des Missionsgedankens in die Gemeinden“, glaubt Meckel, „und wirkt sich somit bis heute aus.“

Zurück zu den Missionshauskindern. Hatten die beiden Nachkriegsgenerationen den großen Freundeskreis im Haus genossen, so änderte sich das in den 70ern. Denn nun wohnten nur noch wenige Mädchen und Jungen im Haus, die mit den Kindern aus den benachbarten „Stasi-Wohnblöcken“ die nahe Schule besuchten. Denen aber war von ihren Eltern verboten, die „Kirchenburg“ zu betreten, wie sich Friederike Bunnens erinnert. Die heutige Sozialarbeiterin lebte von 1975 bis 1986 mit ihren drei Geschwistern im Hause, da Vater Christian Bunnens die kirchliche Ausbildungsstätte „Paulinum“ leitete. Auch ihre



Der Rundgang durchs Haus weckt Erinnerungen. „Hier haben wir früher gekegelt, und dort habe ich zum ersten Mal geküsst“; so oder ähnlich verlaufen die Gespräche. Rechts: David Bunnars.

Schwester Katharina, heute Berufsmusikerin in Hamburg, erinnert sich an traurige Kindergeburtstage. „Denn für das Stasi-Viertel in der Umgebung war unser Haus tabu.“

Was ist nun aus ihnen allen geworden, aus den Kindern, denen so viel Missionsluft um die Nase wehte? Ganz klar: Viele TheologInnen sind darunter. Hans-Wilhelm Pietz etwa war Regionalbischof in Görlitz, Dagmar Althausen ist Pfarrerin in Rosenthal, Hans Martin Meckel hat Theologie studiert und leitet heute ein Seminar- und Tagungshaus in Potsdam. Almuth Berger („Ich wollte nach Afrika“), eine geborene Brennecke und ebenfalls Theologin, ist später ins Missionshaus zurückgekehrt, als Ehefrau des Missionsdirektors Christfried Berger, der somit der Nachfolger ihres Vaters war. Sie selbst wurde 1990 Ausländerbeauftragte der letzten DDR-Regierung und später des Landes Brandenburg; eine ihrer Töchter wiederum leitet die Evangelische Erwachsenenbildung in Magdeburg... Auf diese Weise könnte man fortfahren und weitere Theologinnen und weitere interessante Lebensläufe benennen; ein Schauspieler etwa ist unter den „Kindern“ und ein Patentanwalt, einer sang bei den Leipziger Thomanern und einer ist in der Atmosphärenforschung tätig.



Jutta Klimmt ist Öffentlichkeitsreferentin des Berliner Missionswerkes.

Eine einzige nur ist auch heute noch im Hause aktiv: Regina Reifegerste, geborene Müller, deren Mutter im Missionshaus arbeitete, und die seit vielen Jahren die Materialstelle des Werkes leitet. Und eine einzige nur ging tatsächlich in die Mission: Renate Elmenreich, geborene Groß, deren Vater von 1962 bis 1969 Hausmeister war, die selbst Pfarrerin in Thüringen wurde und später mit der Basler Mission nach Nigeria ging. ■



■ Alter Brauch

Schuhputzboxen verhüllen Altar

3.500 Schuhputzboxen äthiopischer Schuhputzer verhüllten in der Karwoche den Altar der St. Matthäus-Kirche am Berliner Kulturforum. Das Berliner Missionswerk war Mitveranstalter der Aktion und unterstützt die Idee von Listros e.V., damit auf das **Schicksal der Schuhputzer in Äthiopien** aufmerksam zu machen. Die jungen Männer und ihre Boxen heißen dort Listro – glänzend machen. Im krassen Gegensatz zu diesem liebevollen Namen steht die gesellschaftliche Missachtung: sie gehören zu den **Parias der äthiopischen Gesellschaft**. Der Brauch der Altarverhüllung entstammt einem überkommenen kirchlichen Brauch, mit einem Hungertuch – dem Symbol der Buße – in der Passionszeit den Altar zu verhüllen. „Mit der ungewöhnlichen

Kunstaktion tritt das Leben der äthiopischen Schuhputzer in unseren Berliner Alltag. Ihr Kampf für einen gerechten Lohn und um Anerkennung ihrer Arbeit sensibilisiert auch über den Karfreitag hinaus“, so **Bischof Dr. Markus Dröge**.

❶ www.listros.de

■ Neue Idee

Freiwillige machen Zeitung

Normalerweise gehen die Quartalsbriefe der Freiwilligen nur an den eigenen Freundeskreis. Die **neue Rundbriefzeitung** soll einem größeren Kreis von Daheimgebliebenen ein Fenster in die Welt öffnen. Die Freiwilligen vermitteln in ihrer Zeitung einen **Einblick in die Vielfalt der Arbeit des Berliner Missionswerks**; sie berichten von

ihren Erfahrungen und von den Herausforderungen, die eine neue Umgebung mit einer anderen Sprache, Tradition und Mentalität mit sich bringt.

❶ Hier können Sie sich die Zeitung herunterladen: www.berliner-missionswerk.de/freiwilligen-programme.html



■ Ergebnis 2013

Spendenplus von 4,6 Prozent



Ein gutes Spendenergebnis konnte das Berliner Missionswerk 2013 erzielen: Insgesamt gingen knapp **1,6 Millionen Euro**

an Spenden und Kollekten ein; rund **70.000 Euro** mehr als im Vorjahr, was einem Plus von 4,6 Prozent entspricht. „Unser Werk ist mit seinen 190 Jahren Erfahrung ein verlässlicher Partner für alle, die effektiv und gezielt helfen wollen und die Hilfe für die Armen mit dem Respekt vor diesen verbinden“, betont **Direktor Roland Herpich**. Das Berliner Missionswerk hilft Menschen in über 50 Projekten auf vier Kontinenten. Dabei arbeitet es eng mit Partnern vor Ort zusammen, die die Situation im Land kennen und die Möglichkeit haben, nachhaltige Strukturen aufzubauen. „**So können wir langfristig die Lebensumstände der Menschen verbessern**“, so Herpich.



■ Freiwilligenprogramm

Vorbereitung läuft

„Begegnung mit der Armut“ bei der **Berliner Stadtmission**, in der Notunterkunft am Hauptbahnhof. Die jungen Menschen, die sich für ein Jahr im Ausland entschieden haben, werden bei der **Vorbereitung mit allen Begleitscheinungen des Lebens auf der Straße** konfrontiert. Immer wieder betonen Rückkehrer, wie sehr die Vorbereitungsseminare halfen, sich auf das Neue und ungewohnte am Einsatzort einzustellen.

📍 Infos über ein Freiwilligenjahr 2015/16 unter www.berliner-missionswerk.de/freiwilligenprogramme

■ Blick nach Südafrika

Anti-Apartheitskämpfer Rommel Roberts zu Gast



war „White in the Night“; wenn die Glocke abends um Neun schlug, mussten die Schwarzen die Innenstadt verlassen. Er wurde in seiner Kindheit in den fünfziger Jahren von Polizisten auf die Wache geschleppt und dort mit einer salzwassergetränkten Lederpeitsche verprügelt, weil er mit seinen Freunden in einem „weißen“ Park gespielt hatte. Es sei wichtig, daran zu erinnern: „Viele junge Südafrikaner wissen nicht einmal mehr, **was das Wort ‚Apartheid‘ bedeutet**“.

📍 Rommel Roberts: Wie wir für die Freiheit kämpften: Von stillen Heldinnen und Helden in Südafrika, Lokwort Verlag, 19,90 Euro.

■ Pfarrer gegen Imame

2014 auf Tempelhofer Feld



Zum Vormerken: In diesem Jahr findet die traditionsreiche Begegnung Pfarrer gegen Imame am **Sonntag, 7. September**, auf dem Tempelhofer Feld statt, im Rahmen des **2. Berliner Fußballfests**. Das Fest, veranstaltet vom Berliner Fußball Verband e.V., bietet nicht nur viel Fußball, sondern auch ein vielfältiges Programm gegen Gewalt und Rechtsextremismus. Ein guter Ort, den interreligiösen Dialog auf dem Fußballplatz fortzusetzen.

📍 <http://berliner-fussball.de>

Reisen, pilgern, begegnen

In Talitha Kumi steht das Gästehaus wieder allen offen

Von Jens Nieper

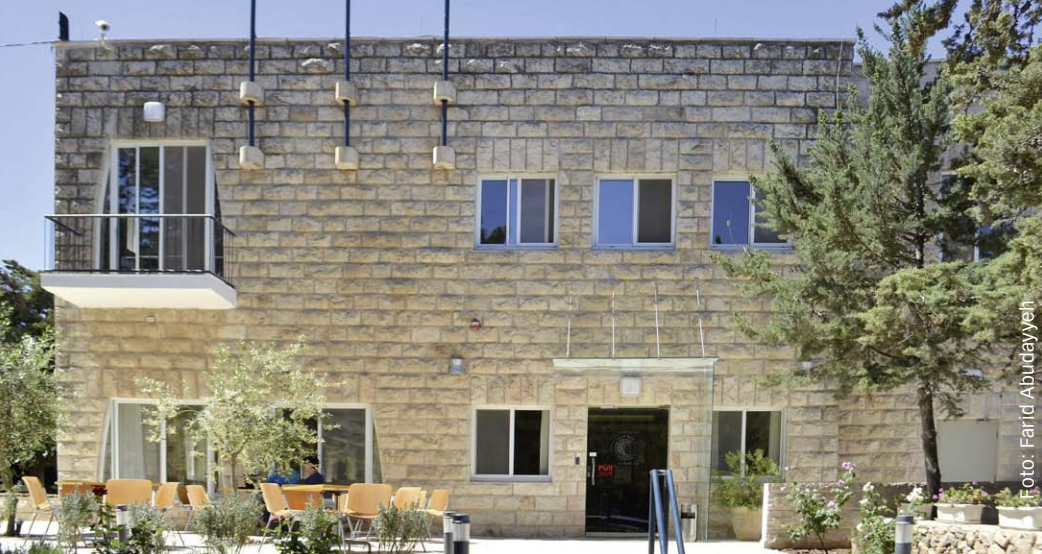


Foto: Farid Abudayyen

Das Gästehaus im neuen Glanz.

Nach rund einem dreiviertel Jahr Bauzeit wurde am 22. März das Gästehaus in Talitha Kumi in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Sachsen-Anhalts, Dr. Reiner Haseloff, mit einer kleinen Feier wieder in Betrieb genommen. Das Gebäude, das sich – wie das Schulzentrum insgesamt – in Trägerschaft des Berliner Missionswerkes befindet, ist unter Anleitung des Dessauer Architekten Hendrik Gaudi grundlegend „ertüchtigt“ worden.

Ministerpräsident Dr. Haseloff aus Sachsen-Anhalt durchschneidet gemeinsam mit Bischof Younan das Band zur Eröffnung. Links Marie von Bülow, Freiwillige des Missionswerks in Talitha Kumi.

Die Sanierung war mehr als notwendig. Denn das Gästehaus befindet sich in einem in die Jahre gekommenen Gebäudekomplex. Talitha Kumi war 1851 in der Altstadt Jerusalems von Kai-

serswerther Diakonissen gegründet worden. Später entstand eine neue Internatsschule für christliche Waisenmädchen außerhalb der Altstadt; noch heute findet sich der erhaltene gebliebene Eingangsgiebel nahe des damaligen Standortes. Diese Schule wurde, weil sie „deutsch“ war, 1949 vom Staat Israel konfisziert. Im Folgejahr wurde Talitha Kumi in der Stadt Beit Jala bei Bethlehem wiedergründet. Zunächst wurde das Gemeindehaus der evangelischen Gemeinde genutzt.



i Neugierig geworden? Hier können Sie das Gästehaus kennenlernen – und buchen: www.booking.com/hotel/ps/talitha-kumi-guest-house.html

Von 1959 bis 1961 wurde dann auf dem Gipfel des Berges, auf dem Beit Jala liegt, auf einem weitläufigen Gelände die Schule neu gebaut, dabei auch jener Trakt, der nun modernisiert wurde. Seitdem ist Talitha Kumi gewachsen. Nicht nur sind über die Jahre weitere Gebäude hinzugekommen, sondern damit auch neue Arbeitsbereiche; neben dem Kindergarten oder der Hotelfachschule auch das Gästehaus.

Die Sanierung ist überall sichtbar: Alle Zimmer sind neu gestaltet, moderne Bäder und erneuertes Mobiliar sorgen für einen angenehmen Aufenthalt. Klimageräte, die in den Zimmern individuell geschaltet werden können, lösen effizient die alte Zentralheizungsanlage ab und erlauben nun einen Aufenthalt auch während des Hochsommers. Über der kleinen Aula ist ein ganzer Zimmertrakt neu entstanden, dadurch sind einige Zimmer nun barrierefrei zugänglich und behindertengerecht konzipiert. Ein neues Treppenhaus mit Aufzug unterstützt diesen Aspekt. Auch das Erdgeschoss präsentiert sich ganz neu. Es ist ein richtiger Empfangsbereich entstanden. Der Speisesaal ist nun vom Zugang zu den Zimmern getrennt. Zugleich ist er zum Innenhof hin geöffnet worden und dadurch heller und einladender. Die Seminarräume sind ins Erdgeschoss verlegt und finden sich dadurch nicht mehr inmitten der Gästezimmer. Die neue Außenterrasse lädt zum Verweilen ein. Auch der gesamte Küchenbereich ist neu erstellt worden und entspricht heutigen Arbeitsabläufen und Hygienestandards.

Das Gästehaus ist nicht zufällig Bestandteil des Schulzentrums Talitha Kumi: Nicht nur, dass der Betrieb eine zunehmend wichtige Einnahmequelle für das Zentrum ist. Sondern das Gästehaus ist ein besonderer Ort der Begegnung; sowohl für Reisende und Pilger, die das Heilige Land besuchen, als auch für Gruppen, die Talitha Kumi bewusst als Ort der Begegnung nutzen. Aufgrund seiner Lage zwischen der israelisch kontrollierten Zone in der Westbank und dem palästinensisch verwalteten Gebiet können sich hier beispielsweise Israelis und Palästinenser treffen. Das ist andernorts kaum mehr möglich.



Pfarrer Jens Nieper ist Nahost-Referent des Berliner Missionswerks.

Im Jahr 1975 hat das Berliner Missionswerk von der Kaiserswerther Diakonie die Schulträgerschaft übernommen. Für das Werk bleibt die Verantwortung für die Gebäude des Zentrums eine Herausforderung. So wurde die Gästehaussanierung möglich durch eine 75-prozentige Förderung durch „Brot für die Welt“ und einen signifikanten finanziellen Zuschuss seitens der Evangelischen Kirche von Westfalen. Es ist nicht nur gelungen, die geplante Bauzeit, sondern auch das Finanzvolumen von einer Million Euro annähernd einzuhalten. Wenn Sie also neugierig auf das Gästehaus geworden sind, würden wir uns freuen, Sie dem-

Verschleppt, gefoltert, vergessen

Yohannes aus Eritrea ist ein Opfer
des Menschenhandels auf dem Sinai

Von Mirjam van Reisen



Foto: cc/by nc/Jeremy Jones

Gefahr: Der Sinai wird für viele
Flüchtlinge zur Falle.

Tiefe Stille breitet sich aus, als Yohannes am 4. Dezember 2013 seinen Augenzeugenbericht über die Zustände auf der Sinai-Halbinsel im Europäischen Parlament vorträgt. Der junge Mann war in der Hölle. Und er hat sie überlebt.

Mit tiefer Stimme und in einwandfreiem amerikanischen Englisch, erzählt Yohannes die Geschichte seiner Flucht aus Eritrea: Wie er entführt, auf den Sinai verkauft, in ein Warenlager verschleppt, fast zu Tode gefoltert wurde. Er hat dort beide Hände verloren, als man ihn drei Tage lang an den Armen aufhängte. Die Versammlung starrt schweigend auf die Übersetzerkabine, aus der er hinter einem Vorhang spricht. Er möchte anonym bleiben, weil er seine Familie, die noch in Eritrea lebt, nicht in Gefahr bringen will.

In den Interviews, die der Journalist Meron Estefanos mit ihm führte, erklärte Yohannes, dass er Suizid begehen wollte. Er dachte, dies würde seine Familie von der Last befreien, ein hohes Lösegeld für ihn zahlen zu müssen. Seine Eltern, die in Ar-

i Die Forschungsergebnisse zum Menschenhandel auf dem Sinai sind veröffentlicht in: „The Human Trafficking Cycle: Sinai and Beyond“, www.eepa.be/wcm/dmdocuments/Small_HumanTrafficking-Sinai2-web-3.pdf
Ein Bericht über die Anhörung im Europäischen Parlament ist hier eingestellt: www.eepa.be/wcm

mut leben, müssen auch seine Brüder und Schwestern versorgen. Er machte mehrere Versuche, sich das Leben zu nehmen; die Menschenhändler verhinderten, dass er Erfolg hatte.

Seine Familie verkaufte ihr Haus und alle Habseligkeiten – und musste trotzdem noch zusätzliches Geld borgen, um das nahezu unerschwinglich hohe Lösegeld für seine Freilassung aufzubringen. Nach der Anhörung im Europäischen Parlament unterhalten wir uns zuhause am Küchentisch. Es tut weh zu sehen, wie schwierig es für Yohannes ist, ohne seine Hände zu essen. Elementarste Dine, über die wir gar nicht nachdenken müssen, fallen ihm jetzt unendlich schwer. Yohannes wurde vor anderthalb Jahren freigelassen. Er gelangte – mehr tot als lebendig – nach Israel und wurde dort in einem Obdachlosen- asyl untergebracht. Wenn ich auf die Stummel an den Enden seiner Arme schaue, empfinde ich Ärger und Zorn, dass in all der Zeit nichts getan wurde, um seine Hände angemessen zu behandeln. Dies, denke ich, ist symbolisch für die Behandlung aller Überlebenden. Sie erhalten keine Unterstützung, selbst wenn sie der grausamsten Folter ausgesetzt waren. Wieso lassen wir das geschehen?

Die Unterhaltung wendet sich wieder seiner Familie und seinen Eltern zu. Es ist klar, dass er sich Sorgen um sie macht und unbedingt eine Arbeitsstelle finden will, damit er sie finanziell unterstützen kann. Wie bist Du entkommen? Warum hast Du Dein Land verlassen? Bist Du zur Schule gegangen? Wie viele Brüder und Schwestern hast Du? Meine Kinder stellen Yohannes unentwegt Fragen und er erklärt geduldig.

In Eritrea mustert die Armee auch Jugendliche und nimmt zunehmend jüngere Kinder in Militärlager auf, um dort Sklavenarbeit für militärische Infrastrukturprojekte, Landwirtschaftsprogramme und im Wohnungsbau für hohe Offiziere zu verrichten.

In der Armee leben die Jugendlichen ohne Einkommen und in bodenloser Armut. Ihnen fehlt Bildung und vor allem eine Zukunft. Yohannes wollte seiner Familie helfen, den Lebensunterhalt zu bestreiten und beschloss daher, ins Ausland zu fliehen. Ein riskantes Unternehmen. An der äthiopisch-eritreischen

Sinai: Weite Wege durch die Wüste.





Foto: cc/by-nc Stuart Rankin

Aus dem All betrachtet: Die Halbinsel Sinai zwischen dem ägyptischen Kernland und Israel.

Grenze herrscht ein tödliches Grenzregime: Viele, die versuchen die Grenze zu überwinden, überleben dies nicht. Bestenfalls kommen sie ins Gefängnis, wenn sie gefasst werden.

Die Gefängnisse in Eritrea schreckliche Orte sind. Als Zellen dienen unter der brennend heißen Wüstensonne ausgelegte Schiffscontainer. Es gibt auch unterirdische Höhlen oder Erdlöcher. Hier sitzen die Gefangenen über Jahre in der Dunkelheit, ohne dass ihnen je der Prozess gemacht wird. Wenn sie jemals entlassen würden, wären sie blind. Yohannes wusste, dass er Gefahr

lief, an einem solchen Ort festgehalten zu werden. Doch die Verantwortung, die er für seine Familie empfand, war größer als seine Angst.

Daniel begleitet Yohannes in unser Zuhause, immer darauf bedacht, ihn mit der nötigen Würde zu behandeln und ihm die Unabhängigkeit zu lassen, nach der er sich so sehnt. Die Solidarität und die Fürsorge unter ehemaligen Sinai-Geiseln ist beeindruckend. Yohannes und Daniel trafen einander im Obdachlosenasyll in Israel, wo Daniel half ihn zu füttern, zu waschen und zu pflegen, bis er langsam wieder ins Leben zurückkehrte.

Daniel erzählt meinen Kindern, dass Yohannes, als es ihm langsam besser ging, begann, anderen mit ihren Telefonen und kleinen elektrischen Geräten zu helfen. Er machte das so gut, dass

■ Info

Menschenschmuggel auf dem Sinai

Der Sinai entgleitet zunehmend der Kontrolle durch die ägyptische Regierung. Männer und Frauen, die aus Eritrea fliehen, werden von Menschenhändlern – oft in Kooperation mit der Armee – über die Grenze geschmuggelt. Doch statt ihnen den Weg in die Freiheit zu bahnen, führen die Menschenhändler die Flüchtlinge in noch größeres Elend. Sie verschleppen sie und halten sie in Lagern auf dem Sinai gefangen. Die Kidnapper verlangen via Telefon von den Angehörigen **hohe Lösegelder; 50.000 US-Dollar und mehr sind keine Seltenheit**. Um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen und um Zeitdruck zu erzeugen, foltern sie die Gefangenen auf brutale Weise. Nach und nach, Woche für Woche, schneiden sie den Gefangenen einen Finger nach dem anderen ab. Viele Geiseln überleben die Torturen nicht; manche sterben noch kurz nach dem Freikauf, andere kommen trotz gezahlten Lösegeldes nie bei ihren Angehörigen an. Andere, die das Grauen überlebt haben, werden vom ägyptischen oder israelischen Militär aufgegriffen. Sie landen in Flüchtlingscamps oder werden gar nach Eritrea zurückgebracht; dort warten wiederum Gefängnis und Folter. **Mirjam van Reisen** hat Überlebende besucht und interviewt. Sie gibt den Gefolterten und Geschundenen eine Stimme, damit die Weltöffentlichkeit auf dieses Drama aufmerksam wird.



Einige Dutzend Eritreer demonstrieren in Berlin gegen den Menschenhandel auf dem Sinai, Januar 2013.

er sogar damit ein kleines Einkommen verdiente. Er wollte der Familie die Schulden zurückzahlen. Während Yohannes meinen Kindern bei ihren Mathe-Hausaufgaben hilft, macht er Späße mit ihnen. Sie hassen Hausaufgaben, und Yohannes erzählt ihnen, welch ein Glück sie haben, zur Schule gehen zu können.

Ich schaue ihn mit den Augen einer Mutter an. Und ich weiß, dass seine Eltern stolz sein werden. Er war in der Hölle. Und er hat sie überlebt. Ich schaue auf seine Handstummel. Ich sehe seine Bereitwilligkeit. Ich sehe seine Fähigkeiten. Wie fühlt er sich? Ich frage ihn vorsichtig, was das Schlimmste war von allem, das man ihm angetan hat. Seine Augen füllen sich mit Tränen. „Ich war ein junger Mann“, sagt er, „ich hätte meinen Eltern helfen müssen. Stattdessen bin ich ihnen zur Last geworden.“



Prof. Dr. Mirjam van Reisen ist Mitglied des Niederländischen Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten und Vorstandsvorsitzende des Niederländischen Entwicklungsrates.

Das ist sein größter Gram: die Scham, seine Familie im verzweifelten Kampf um das tägliche Brot im Stich gelassen zu haben. Ich fühle mit ihm. Der Schmerz des Menschenhandels auf dem Sinai liegt in den verlorenen Möglichkeiten, den gebrochenen Körpern, den verpassten Chancen. Doch vor allem in unserem Versagen, dass wir so etwas geschehen lassen. Das Europäische Parlament hat Yohannes die Möglichkeit geboten zu sprechen. Nun liegt es in unserer Hand, ein Stopp des Menschenhandels auf dem Sinai zu erreichen. ■



Foto: ccc/by-nc Matthias Lambrecht

Lehren aus Fukushima

Konferenz gegen den Mythos nuklearer Sicherheit

Von Patrick Roger Schnabel

Atomkraftgegner demonstrieren in
Tokio, April 2011.

Am dritten Jahrestag des Atomunfalls von Fukushima lud die United Church of Christ in Japan (UCCJ/Kyodan) zum Gedenkgottesdienst für die Opfer ein. Die Trauerstunde war zugleich Auftakt einer Konferenz zum Thema „Gegen den Mythos nuklearer Sicherheit“, an der teilweise über 500 Interessierte teilnahmen. Auch das Berliner Missionswerk war vertreten. Es kam zum intensiven Austausch von Theologen und Wissenschaftlern aus zahlreichen Ländern.

Für den Kyodan war eine Konferenz dieses Formats ein Novum und organisatorischer Kraftakt. Das zeigt, wie wichtig den Christen das Thema ist, das im eigenen Land zunehmend in Vergessenheit zu geraten droht: Zu groß ist das Interesse der Regierung und der Energiekonzerne, die Folgen der Atomkatastrophe zu verharmlosen. Während in mindestens drei Prozent der Fläche Japans die Radioaktivität deutlich über dem Niveau liegt, das Mediziner für die zumutbare Höchstbelastung halten, möchte Japans Regierung die übrigen Atomreaktoren bald wieder ans Netz nehmen. Deshalb werden Informationen über Strahlenkrankheiten zensiert, Risiken heruntergespielt.

Der Kyodan weist auf die Folgen dieser „Kultur der Geheimhaltung“ hin. Die Betroffenen haben das Recht, dass ihre Leidensgeschichte gehört wird. Ehrenamtliche Helfer der Gemeinden betreuen die Menschen, geben ihnen Zuwendung und Raum zu erzählen. Aber von den hunderttausenden Strahlenopfern erreichen sie nur wenige. Auch deshalb braucht es eine öffentliche Wahrnehmung. Gefordert ist eine Kultur, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt, statt menschliches Leid als zumutbares

 Der Kyodan im Internet:
uccj-e.org (engl.)

Hier
können Sie
helfen!

■ Info

Kinderheim Aiseien

„Aiseien – Garten der Liebe und des Lebens“: So lautet der Name des Kinderheims in der Region Fukushima, das vom Berliner Missionswerk unterstützt wird und in dem **rund 40 Kinder** leben. Die Wohnanlage ist dank zahlreicher Spenden wieder aufgebaut, doch die Kinder sind traumatisiert: Sie brauchen Raum und Luft zum angstfreien Spielen und die Möglichkeit, die belastete Region ab und an bei Ausflügen zu verlassen. Bitte helfen Sie mit.

Spendenkonto:

Berliner Missionswerk

Ev. Darlehnsgenossenschaft Kiel

Konto 71 617, BLZ 210 602 37

BIC GENODEF1EDG

IBAN DE32 2106 0237 0000 0716 17

Projektnummer: 5313

Stichwort „Kinderheim Japan“



Pfarrer Dr. Patrick Roger Schnabel ist
Landeskirchlicher Pfarrer für den
Kirchlichen Entwicklungsdienst im
Berliner Missionswerk.

Opfer einer Wirtschaft zu betrachten, deren Wachstum sich auch auf vermeintlich billigen Atomstrom gründet. Leicht haben es die Christen mit dieser Haltung nicht. In der japanischen Kultur hat eine kritische Zivilgesellschaft keine Tradition. In dem hierarchischen System vertraut man Autoritäten. Japan ist auch stolz auf seine technologische Vorreiterrolle. Skepsis und ethische Bedenken gegenüber technischem Fortschritt sind unbekannt.

Am Austausch mit seinen deutschen Partnern ist dem Kyodan deshalb aus zweierlei Gründen gelegen. Zum einen weiß man, dass der Super-GAU in Deutschland mehr politische Konsequenzen hatte als im eigenen Land. Den deutschen Atomausstieg und die Energiewende betrachtet man als Vorbild. Zum anderen interessiert die Japaner auch das Selbstverständnis der deutschen Kirchen, die sich ganz selbstverständlich am politischen Diskurs beteiligen. In diesem Sinne möchten sie mit dieser Konferenz einen ersten Ziegel aus der Mauer des Schweigens herausbrechen, die Fukushima umgibt.

Um beide Aspekte ging es deshalb in dem Vortrag, den ich auf der Konferenz halten sollte. Denn auch für Deutschland ist der Atomausstieg eine gewaltige Herausforderung, wenn er nicht auf Kosten der Klimaziele verwirklicht werden soll. Der Atomstrom kann nicht durch fossile Energieträger ersetzt werden, wenn gleichzeitig der CO₂-Ausstoß gesenkt werden soll. Deshalb ist der Weg kein einfacher – steigende Stromkosten und der umstrittene Ausbau der Netze zeugen davon. Auch sichere Energie muss Energiesicherheit gewährleisten. Der Ausbau der erneuerbaren Energien ist trotzdem die einzig vertretbare Alternative. Die Rede von der sicheren Nutzung der Kernkraft ist – wie der Titel der Konferenz nahelegt – ein reiner Mythos. Wer Atomkraft will, nimmt Störfälle in Kauf, die nicht nur Gesundheit und Leben der unmittelbar Betroffenen schädigen, sondern Folgen über mehrere Generationen zeitigen. Hinzu kommen Belastungen, die etwa durch die Lagerung alter Brennstäbe auftreten, für die es keine sichere Lösung geben kann, weil niemand wissen kann, wie ein „Endlager“ in mehreren tausend Jahren aussieht.

Deshalb bestand Einigkeit bei allen Diskutanten, dass der Mensch als Verwalter der Schöpfung verpflichtet ist, seinen Energiebedarf aus Quellen zu decken, die weder gegenwärtige noch zukünftige Generationen ihrer Lebensgrundlagen berauben. Das kann nur geschehen, wenn über die Risiken von Technologien offen gesprochen wird. Dem Kyodan ist es zu verdanken, dass dafür nun auch in Japan eingetreten wird. Für die christliche Minderheit zählt dabei nicht ihre Größe, sondern der Auftrag, der ihnen aus ihrem Glauben erwächst – und die Hoffnung, die sie darin trägt. ■



Foto: cc/by-nc Jonathan Gill

„Tata Madiba ist tot“ Über die Trauer in Südafrika

Von Otto Kohlstock

Nelson Mandela, überlebensgroß:
Statue vor dem Unionsgebäude in
Pretoria.

Nachdem Nelson Mandela für seinen Kampf gegen die Apartheid 27 Jahre im Gefängnis gesessen hatte, rief er noch am Tag seiner Freilassung am 11. Februar 1990 im Stadion von Soweto zu einer Politik der Versöhnung auf. 1994 wurde er zum ersten schwarzen Präsidenten des Landes gewählt. Mandela, der 1993 mit dem Friedensnobelpreis geehrt wurde, starb am Abend des 5. Dezember 2013 nach langer Krankheit in seinem Heimatdorf. Otto Kohlstock, Auslandspfarrer des Missionswerks und Leiter des diakonischen Zentrums iThemba Labantu im Township Philippi in Kapstadt, schreibt über die Trauer nach Mandelas Tod und sein Vermächtnis für Südafrika.

Noch nie war die Stimmung in der Kirche iThemba Labantus während unserer wöchentlichen Andacht so gedrückt wie an jenem Morgen. Seit 6 Uhr in der Früh hängen die drei Fahnen unseres Zentrums auf Halbmast. Ebenso lange wissen die meisten Bescheid: Nelson Mandela ist tot!

Denkmal in Howick, Provinz Kwa-
Zulu-Natal: An dieser Stelle wurde
Mandela 1962 verhaftet.



Foto: CC-Governments

Der Vater der Nation, der hier von allen liebevoll „Tata Madiba“ genannt wird, hat uns verlassen! Tata bedeutet in der Sprache der Xhosa „Vater“, Madiba ist der Name seines Clans. Am Tag davor, am 5. Dezember, hatte er im Kreise seiner Familie für immer die Augen geschlossen. In unserer Gemeinde herrschten Schock und Trauer. Aber noch ein anderes Gefühl mischte sich in den Schmerz: Wir waren auch dankbar, dass sein langes Leiden ein Ende hatte.

Als ich 1985 als Austauschpfarrer des Berliner Missionswerkes nach Südafrika kam, war Nelson Mandela noch im Gefängnis. Sein Name durfte in den Medien nicht genannt werden. Seine Bewegung, der Afrikanische Nationalkongress, war verboten

**Die Kirche des Diakonischen
Zentrums von iThemba Labantu,
im 19. Jahrhundert von deutschen
Auswanderern errichtet.**

Foto: Jonathan Schmidt



und die Apartheid war auf ihrem Höhepunkt. Es herrschte Ausnahmezustand. Dass sich diese Situation jemals ändern würde, hat – jedenfalls zu diesem Zeitpunkt – kaum jemand zu träumen gewagt. Und dass ich den späteren Friedensnobelpreisträger einmal persönlich kennenlernen würde, wäre mir nie in den Sinn gekommen.

i Infos zum Zentrum unter www.berliner-missionswerk.de/partner-projekte-weltweit/projekte/suedafrika-ithemba-labantu.html



Otto Kohlstock leitet seit 2003 im Auftrag des Berliner Missionswerkes das sozial-diakonische Zentrum iThemba Labantu bei Kapstadt.

Doch neun Jahre später stand ich dem hochgewachsenen Nelson Mandela gegenüber, schüttelte seine Hand und wechselte ein paar Worte mit ihm; für mehr blieb keine Zeit. Entscheidend war für mich etwas anderes: Er, vor dessen Tür die Präsidenten dieser Welt Schlange standen, hatte sich ein paar Augenblicke Zeit für einen vergleichsweise unbedeutenden Pastor genommen. Und genau das machte den größten Sohn Afrikas aus: Er war und blieb bis zu seinem Lebensende ein Mann des Volkes, der einfachen Menschen. Er lebte auch ganz persönlich, wofür er 27 Jahre im Gefängnis saß: Gleichheit für alle. Ihm ist es zu verdanken, dass es in Südafrika nach dem Ende der Apartheid nicht zu einem Blutvergießen kam. Unermüdlich predigte er Vergebung und Versöhnung. Er setzte sich dafür ein, dass die verschiedenen Bevölkerungsgruppen Südafrikas zu einer Nation zusammenwachsen.

Nun bleibt nur zu hoffen, dass dieser Nachlass nicht von jenen Kräften zerstört wird, deren Stimmen bereits wenige Stunden nach seinem Tod – auch in unserer Armensiedlung – zu hören waren und eine neue Welle der Gewalt zwischen den Volksgruppen anstacheln wollen. „Lasst uns in unserem persönlichen Leben Tata Madibas Vorbild folgen und Vergebung und Versöhnung leben“: Mögen diese Worte aus der Predigt in unserem Zentrum an jenem Morgen lange nachwirken. ■



Foto: Gerd Herzog

Zum Abschied

Ein Rückblick auf 25 Jahre Frauen-AG

Von Astrid Hollweg und Ann Schreiter

Gemeinsame Arbeit: Detail des Wandteppichs von der Frauenkon-sultation.

Im Jahr 1988, zu Beginn der ökumenischen Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“, hatte das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) eine Frauenkommission eingesetzt, die die besonderen Belange der Frauen in der Mission wahrnehmen sollte. Im Berliner Missionswerk wurde die damalige Pfarrerin im Entsendungsdienst Cornelia Füllkrug-Weitzel, heute Präsidentin von „Brot für die Welt“, damit beauftragt. Sie lud Frauen ein, die mit dem Werk verbunden waren, sich an der neuen Aufgabe zu beteiligen. So entstand die Arbeitsgemeinschaft „Frauen in der Mission“ im Berliner Missionswerk.

Unter den ersten Anliegen, mit denen wir uns beschäftigt haben, waren die Parität in der Besetzung der Referentenstellen (damals war nur eine von insgesamt acht Stellen mit einer Frau besetzt; im Öffentlichkeitsreferat), die Zusammensetzung des Missionsrates und die Situation der Frauen in unseren Partnerkirchen. Inzwischen hat sich einiges verändert. Zum Beispiel sind Frauen als Länderreferentinnen eingesetzt worden, was zuvor undenkbar war.

Die Frauen-AG bei ihrem letzten Treffen.



Foto: Henrik Weinhold

In den Partnerländern werden Frauenprojekte angeregt und unterstützt. Gleichwohl ist in vielen Partnerländern die Gewalt gegen Frauen ein deutliches Zeichen, dass sie immer noch unter patriarchalen Gesellschaftsstrukturen leiden. Auch deshalb waren uns die Begegnungen mit Frauen aus unseren Partnerkirchen und ihre Er-

mutigung, für ihre Rechte einzutreten, besonders wichtig. 1992 und 1998 fanden internationale Frauenkonsultationen statt, an deren Vorbereitung und Durchführung wir beteiligt waren. Es war bewegend, wie die Teilnehmerinnen ihre Nöte und Sorgen, Freuden und Hoffnungen miteinander geteilt haben, nicht nur in Vorträgen, Bibelarbeiten und Diskussionen, sondern auch im gemeinsamen Beten, Singen, Tanzen. Die Broschüre „Zu Besuch bei einer schweigenden Christenheit“ und der Wandbehang im Haus der Mission sind Zeugnisse theologischer und kreativer Arbeit während der Konsultationen.

Einen intensiven Austausch mit wechselseitigen Besuchen gab es über Jahre mit Frauen aus Südkorea; auch mit Frauen aus Südafrika, aus Kuba und aus Japan, die das Berliner Missionswerk besuchten, haben wir das Gespräch gesucht. Alle diese Kontakte haben uns auch für unsere eigenen haupt- und ehrenamtlichen Aufgaben in Partnerschaftskreisen, Gemeinden und Frauenarbeit wertvolle Impulse vermittelt, für die wir dankbar sind. Wir haben erlebt, wie befreiend es für die Frauen unserer Partnerkirchen war, von Kontinent zu Kontinent ganz offen miteinander über ihre Probleme zu sprechen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

Die Frauen-AG hat sich von Anfang an dafür eingesetzt, dass im Bereich des Berliner Missionswerks „gleiche Lebenschancen für Männer und Frauen hergestellt und die Ungerechtigkeiten im Geschlechterverhältnis beseitigt werden“ (Zitat aus der Gender-Policy des Nordelbischen Missionszentrums). Dabei ging es uns vor allem um Gerechtigkeit für den schwächeren Teil: die Frauen. Damals wurde diese Aufgabe der Frauen-AG und dem Frauen-Beirat übertragen.



Ann Schreiter war Pfarrerin im Märkischen Viertel und zuletzt Pastorin im Ehrenamt.



Astrid Hollweg ist Theologin, und war langjährige Vorsitzende von Frauen-AG und Frauen-Beirat des Berliner Missionswerkes.

Im Jahr 1994 wurde die Einrichtung eines Arbeitsbereiches „Frauen in ökumenischer Partnerschaft“ mit Beirat und Referat beschlossen. Mit der Wahrnehmung des Frauenreferats wurde Cornelia Schattat betraut; zusätzlich zu ihren Aufgaben als Beauftragte für den Kirchlichen Entwicklungsdienst und als Kuba-Referentin. Im Dezember 2013 ging sie in den Ruhestand. Bei ihrer Verabschiedung hat die neue Referentin für den Gemeindedienst, Barbara Deml-Groth, zugesagt, die Anliegen der Frauen zu unterstützen. Eine Nachfolgerin für das Frauenreferat war nicht vorgesehen; der Beirat war schon längst abgeschafft. Dennoch achtet das Berliner Missionswerk auf Geschlechter-Gerechtigkeit – ein Anliegen, das alle Referate und alle Aspekte der Arbeit betrifft. So beschlossen die Frauen, die AG aufzulösen und darauf zu vertrauen, dass das Berliner Missionswerk entsprechende Strategien entwickeln und mit gemeinsamen Kräften durchführen wird. Die Frauen der Arbeitsgemeinschaft wünschen dafür Gottes Segen. ■



Foto: Maxim Schulz (2)

Hilflos im Hospital

Staatliche Zahlungen an Matema-Krankenhaus ausgesetzt – Hilferuf nach Deutschland

Von Martin Grimm

Matema-Hospital: Warteraum unter freiem Himmel.

■ Info

Ehrenamtlich in Matema

Das Ärzte-Ehepaar **Dr. Martin**

Grimm und Evantia Tzavara-

Grimm ist vom Berliner Missionswerk für acht Monate ins Krankenhaus Matema entsandt. Beide haben, bevor sie sich in Leipzig niederließen, schon mehrfach in einem Krankenhaus im Norden Tansanias gearbeitet. Beide Ärzte werden mit ihrer Qualifikation (Innere, Anästhesie, Neurochirurgie, Gynäkologie) dringend gebraucht. Die beiden sind Eltern einer dreijährigen Tochter und von Zwillingen (neun Monate alt) und **arbeiten nun in der zweiten Hälfte des Elternjahres gemeinsam unentgeltlich in Matema.**

Unvorstellbare Zustände herrschen zurzeit im Matema-Krankenhaus in Tansania, das vom Berliner Missionswerk seit vielen Jahren unterstützt wird und seit ebenso vielen Jahren hervorragende Arbeit leistet. Nun jedoch hat die tansanische Regierung eine Rate ihrer Unterstützungszahlungen nicht überweisen – und das trifft die Armen und die Kranken.

War schon mal jemand im Krankenhaus und ist nicht behandelt worden? In Deutschland kommt es praktisch nicht vor, dass lebenswichtige Medikamente nicht verfügbar sind. Und wenn doch, dann gibt es meist zumindest adäquaten Ersatz. Hier ist es anders. Matema ist ein Missionskrankenhaus, das zum Teil staatlich und zum Teil kirchlich finanziert wird. Das heißt, es gibt Geld vom tansanischen Staat und vom Berliner Missionswerk.

Leider hat sich die Regierung überlegt, die aktuell anstehende Zahlung in Höhe von 30 Millionen Tansania-Schilling nicht zu überweisen. 30 Millionen Schilling klingen auf den ersten Blick nach einer großen Menge Geld. Umgerechnet sind es nicht einmal 15.000 Euro. Mit dieser Summe kann man das Hospital theoretisch über ein halbes Jahr hinweg mit Medikamenten und Verbrauchsmaterial versorgen. Vielleicht bliebe danach sogar noch ein wenig übrig, um Angestellte zu bezahlen.

Das hat
Ihre Spende
bewirkt!

■ Info

Medikamente für Matema

Im Rahmen unseres Osterspendsenaufruf haben wir auch für den Gesundheits-Sonderfonds des Matema-Hospitals gesammelt. Dieser hilft bedürftigen, chronisch kranken Kindern und ihren Familien. Bis zum 5. Mai gingen **11.222,01 Euro** an Spenden ein. Hierfür unseren herzlichen Dank!

Nun hören wir die schlimme Nachricht, dass der aktuelle Bedarf in Matema noch viel höher ist: Nun fehlen sogar **Medikamente und Hilfsmittel** für die normale Krankenversorgung, da Finanzierungsversagen des tansanischen Staates nicht erfüllt werden. Deshalb bitten wir Sie mit dem **Aufruf des Arztes Martin Grimm** erneut um Ihre Hilfe.

Die Folge des Zahlungsstopps: Im Krankenhaus gibt es seit zwei Wochen kein Ibuprofen und kein Tramadol. Das mag banal erscheinen, aber wer erträgt gern Kopfschmerzen? Wer ist nach einer Operation gern vollständig ohne Schmerztherapie, weil einfach nichts mehr verfügbar ist? Knochenbrüche und Gelenkverletzungen ohne Schmerztabletten? Für mich selbst möchte ich mir dies gar nicht vorstellen. Dabei sind die Schmerzmittel noch das banalste Problem.

Wir haben letzte Woche einem Patienten einen großen Hauttumor erfolgreich entfernt. Zur sinnvollen Therapie gehört eine Hauttransplantation, weil auf der großen Wundfläche (ein Viertel des Oberschenkels) Haut nicht selbständig nachwächst. Der Erfolg der Therapie ist nun akut gefährdet, weil keine Binden vorhanden sind, um den Verband täglich zu wechseln, was die Wunde vor Infektionen schützen soll. Einen Patient mit einer ähnlichen Wunde haben wir gar nicht erst operiert, weil wir kein Material zur Wundversorgung haben. Er wartet jetzt mit einem offenen Oberschenkel auf bessere Zeiten.

Im Lager gibt es noch zwei Kisten Infusionslösung. Die brauchen wir während der Operationen zur Flüssigkeitsversorgung; auch Patienten mit schwerem Flüssigkeitsverlust bei Durchfall und Erbrechen müssen primär mit intravenöser Flüssigkeit versorgt werden. Es ist mir grundsätzlich ein Rätsel, wie man mit so geringen Mengen intravenöser Flüssigkeit auskommen kann. Zwei Kisten kann ich an einem guten Tag in Leipzig (dem heimatlichen Krankenhaus, Anm. der Redaktion) allein verbrauchen – auf einer Station!



Eine Mutter am Krankenbett ihres Kindes.

Hier
können Sie
helfen!

■ Info

Hilfe für Matema

5 Euro kostet eine Dose Ibuprofen.

15 Euro kostet eine Malariatherapie für ein Kind.

Mit **150 Euro** ist ein Kaiserschnitt bezahlt.

1500 Euro reichen aus, um Verbandsmaterial, Handschuhe, Desinfektionsmittel für einen Monat zu kaufen.

Bankverbindung:

Berliner Missionswerk

Ev. Darlehnsgenossenschaft Kiel

BIC GENODEF1EDG

IBAN DE32 2106 0237 0000 0716 17

Projektnummer 7142



Dr. Martin Grimm arbeitet für das Berliner Missionswerk von Januar bis August 2014 ehrenamtlich im Matema-Hospital.

Hier in Matema wird sehr viel mit Medikamenten gegen Erbrechen gearbeitet, mit so genannten ORS (Orale Rehydrationslösung, eine Mischung aus Natrium- und Kaliumsalz und Zucker). Klingt vernünftig, funktioniert auch erstaunlich gut – nur hatten wir gestern nur noch 200 Tüten ORS.

Geradezu fatal wird der Mangel bei Malariamedikamenten. Wir haben hier pro Tag drei Patienten mit Malaria, von denen einige so krank sind, dass sie Chinin intravenös bekommen müssen – weil sie nicht mehr schlucken können, weil sie bewusstlos sind oder alles erbrechen. Chinin-Ampullen haben wir – so der Stand von gestern – noch „wenige“ in unserer Apotheke. Wie es dann weitergeht, weiß ich nicht.

Auch verstehe ich nicht, wie man in einem Krankenhaus ohne Desinfektionsmittel arbeiten kann. Gar nicht, alle Patienten wegschicken? Schwangere, die zur Geburt ins Krankenhaus kommen, kann man nicht einfach weiterschicken. Und bei 700 Geburten im Jahr bleibt der eine oder andere Kaiserschnitt alle paar Tage nicht aus. Das „Matema Lutheran Hospital“ liegt zudem an einer mehr oder weniger strategisch wichtigen Stelle: Es ist die erste und einzige – damit wichtigste – Anlaufstation am nördlichen Seeufer. Manche Patienten kommen hier nach mehrtägiger Bootsreise in extrem schlechtem Zustand an.

Dabei könnte alles so gut laufen und läuft normalerweise auch gut! Ein Großteil der Geburten verläuft komplikationslos, versterbende Malariapatienten gibt es bis auf sehr seltene Ausnahmen keine. Viele Verletzte werden ohne Komplikationen versorgt. Nicht nur das – trotz des kleinen Budgets wird gar dem einen oder anderen geholfen, der zuvor in einem staatlichen Krankenhaus dahingevegetierte. In der Kosten-Nutzen-Rechnung arbeitet Matema erstaunlich gut!

Aber nun dieser Zahlungsstopp der tansanischen Regierung, der so vieles in Frage stellt. Es gibt hier in Tansania nicht die Möglichkeit, auf Kredit einzukaufen. Diese Möglichkeit wurde selbst für den Strom abgeschafft (Strom wird über ein Prepaid-System verkauft). Das heißt im Klartext: Wenn kein Geld vorhanden ist, gibt es keine Medikamente. Und wenn die Medikamente aufgebraucht sind, gibt es keinen Nachschub.

Warum schreibe ich das alles?! Tansania ist von Deutschland aus gesehen 7000 Kilometer entfernt, aber es ist eines der ärmsten Länder der Welt, während wir in Deutschland das Glück haben, in einem der reichsten Länder geboren zu sein. Bitte helfen Sie Matema! ■

Menschen stark machen

Ihre Spende hilft gezielt und effizient

Evangelisch – Verlässlich – Weltweit: Unter diesem Motto unterstützt das Berliner Missionswerk seit 190 Jahren Menschen unabhängig von ihrer Religion und Herkunft. So entdecken sie ihre eigenen Kräfte und Möglichkeiten, um Armut, Leid und Ungerechtigkeit zu überwinden.

Für unsere Arbeit sind wir auf Ihre Unterstützung angewiesen.

Sie können helfen – als Privatperson, Gemeinde oder Gruppe, Unternehmen, Stiftung oder Fördermittelgeber.

Haben Sie Fragen? Wir sind gerne für Sie da:

- Bei **Allgemeinen Fragen** rund ums Thema Spenden sowie Testamente und Nachlässe:

Jutta Windeck 030/243 44-156
j.windeck@bmw.ekbo.de.

- Bei Fragen zu **Schul-Patenschaften** in Palästina und einer **Mitgliedschaft im Jerusalemsverein** im Berliner Missionswerk:

Susanne Voellmann 030/243 44-192
s.voellmann@bmw.ekbo.de.

- Bei **Spendenbescheinigungen** und bei **Spenden aus besonderem Anlass** zum Beispiel bei Traueranlässen, Geburtstags-spenden oder Firmensammlungen:

Georg Beilein 030/243 44-187
g.beilein@bmw.ekbo.de.

- Bei **Einzugsermächtigungen** und **Daueraufträgen**:

Gabriele Schuhr 030/243 44-186
g.schuhr@bmw.ekbo.de.

- Für **Stiftungen** oder **Fördermittelgeber**:

Rolf-Peter Wiegand Tel. 030/243 44-179
r.wiegand@bmw.ekbo.de.

- Für **Kirchengemeinden** im Bereich der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische-Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts:

Barbara Deml-Groth 030/243 44-177
b.deml-groth@bmw.ekbo.de.

- Bei Spenden von **Briefmarken-** oder **Münzsammlungen**:

Jutta Windeck, Tel. 030/243 44-156
j.windeck@bmw.ekbo.de.

Ratgeber für Ihre gute Tat

- **Freie Kollekten-Empfehlungen:** „Ökumene stärken und gestalten“
- Vorschläge **Konfirmandengabe:** „Konfirmation 2014“
- Ratgeber: „Etwas bleibt – Ihr Testament schenkt Zukunft“
- Diverse Informationsmaterialien zu **aktuellen Spendenprojekten**

Kostenlos bestellen bei Regina Reifegerste,
Tel. 030/234 44-173, r.reifegerste@bmw.ekbo.de

Unser Spendenkonto

Berliner Missionswerk
Evangelische Darlehnsgenossenschaft

IBAN: DE32 2106 0237 0000 0716 17
BIC:GENODEF1EDG



Unsere Überraschung für Sie

Zum 190. Jubiläum für alle Missions- und Briefmarkenfreunde: Diese individuelle Marke mit dem Bild des historischen Missionshauses können Sie ab sofort bei uns bestellen. Kosten pro Briefmarke: 1 Euro. Darin ist ein Unkostenbeitrag von 40 Cent enthalten.

Wenden Sie sich am besten noch heute per E-Mail an r.reifegerste@bmw.ekbo.de oder Anruf unter 030/24344-173.

**Spendenkonto
des Berliner Missionswerkes**
Ev. Darlehns Genossenschaft
BLZ 210 602 37
Kto. Nr. 7 16 17
BIC GENODEF1EDG
IBAN DE32 2160 0237 0000 0716 17

Online-Spenden unter
www.berliner-missionswerk.de

Haben Sie Fragen?
Oder möchten Sie per Telefon spenden?
Rufen Sie uns einfach an:
(030) 243 44 - 187